

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Afrika

Hansen, Jürgen

Hamburg, 1952

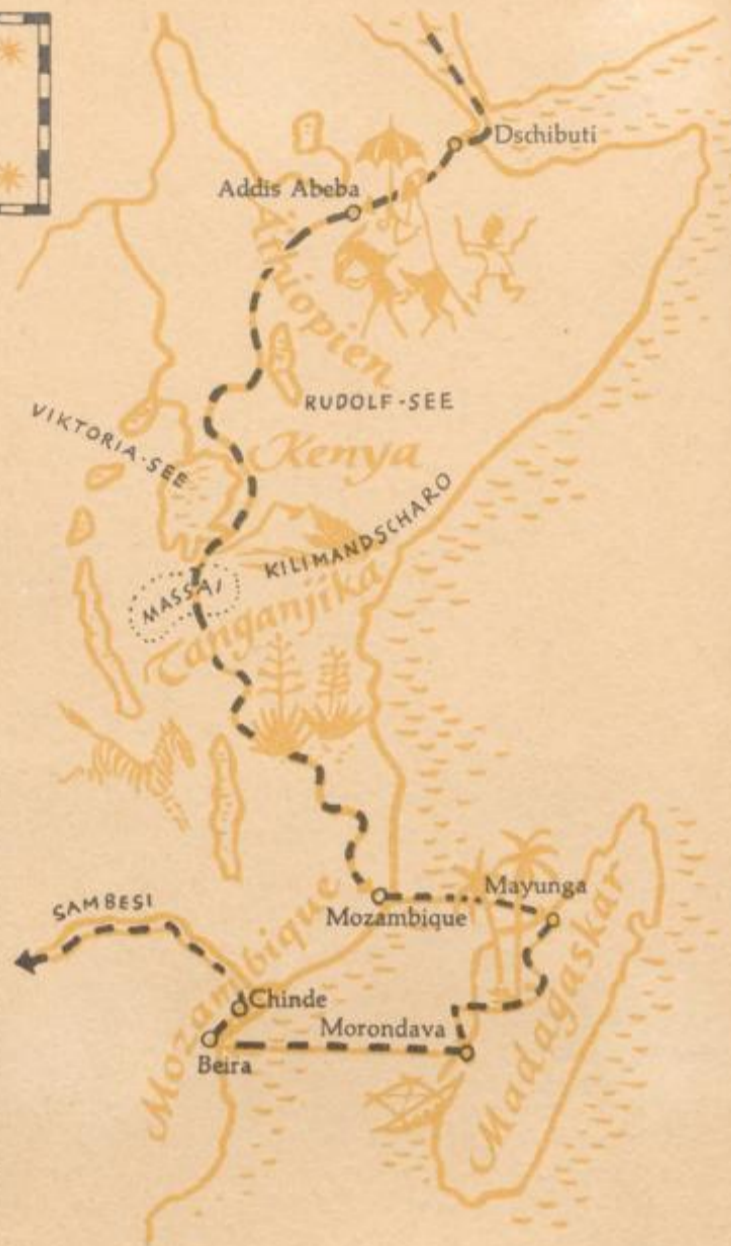
Ostafrika

[urn:nbn:de:bsz:31-359311](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-359311)

OSTAFRIKA

IN ADDIS ABEBA

Unsere Expedition sollte drei Tage nach unserer Ankunft aufbrechen, um in die Savanne vorzustoßen. Ich hatte also noch genügend Zeit, mir die Stadt des Kaisers Haile Selassie anzusehen. Erstaunt war ich über den starken europäischen Einfluß bei den stattlichen hohen Geschäftsbauten im Zentrum der Stadt, auch der Palast des Herrschers gleicht einem europäischen Regierungsgebäude. Aber man braucht nicht weit zu gehen, um die armseligen Lehmhütten und primitiven Wellblechbaracken der Eingeborenen zu finden. Doch die Äthiopier sind mit ihrem Kaiser zufrieden. 1941 aus der Verbannung zurückgekehrt, hat er gezeigt, daß er die Fortschritte der Welt auch für sein Reich zu nutzen versteht. Seit Jahren bemüht er sich redlich, die Not zu lindern. Modernste Krankenhäuser und Schulen sind in kürzester Zeit gebaut worden, und der Radiosender strahlt seine Programme in den verschiedensten Sprachen aus. Addis Abeba ist wirklich eine Stadt von Weltformat und Widerspruch, die ihre Vorbilder



aus allen Teilen des Erdballes bezogen hat. Hier trifft alles zusammen. Modernster Fortschritt und dunkelste Vergangenheit, prächtige Bauten und Elendshütten, Schwarze und Weiße, Autos und Esel.

Es war ein verwirrendes, aber farbenfreudiges Bild. Dabei empfand ich die wohlthuende Frische der über 2000 Meter hoch liegenden Stadt besonders angenehm. Addis Abeba liegt mit seinem höchsten Teil 2800 Meter über dem Meeresspiegel, und das ist fast so hoch wie die Zugspitze. Besonders imponierend war der prunkvolle und farbenprächtige Empfang eines äthiopischen Landesfürsten, der zur Audienz zum Kaiser von Äthiopien geladen war. Natürlich filmten wir dieses außergewöhnliche Schauspiel.



EINE LÖWENJAGD IM REICHSTEN JAGDGEBIET DER ERDE

Der Tag des Aufbruchs kam. Wir stießen in die Savanne vor und hatten damit das reichste Jagdgebiet der Erde erreicht. Zebras, Gazellen, Antilopen und Büffel fanden wir hier in großen Rudeln und Herden zu vielen hundert Stück. Unsere Kamera surrte unaufhörlich.

Eines Tages trafen wir auf Äthiopier, die uns baten, sie doch vor den Überfällen eines gefährlichen Löwen zu schützen. Diese Bestie hatte schon mehrere Menschen getötet und großen Schaden in den Herden der Eingeborenen angerichtet. Es mußte ein alter Löwe sein, denn nur solche greifen gewöhnlich Menschen an. Es war höchste Zeit, daß diesem gefährlichen Räuber das Handwerk gelegt wurde.

Löwenjagd — das war etwas für uns! Sofort beratschlagten wir, wie man dem Burschen ans Leder gehen konnte. Dann gaben wir den Eingeborenen von unserem Plan Kenntnis, und sie waren gern bereit, alles zu tun, um ihren Todfeind vernichten zu helfen. Sie zeigten uns einen günstigen Platz, brachten ein Lamm und pflöckten es als Köder an. Bei Einbruch der Dunkelheit waren alle Vorbereitungen zur Löwenjagd getroffen. Dr. Freytag und Frank hatten sich auf einer Akazie einen guten Schußplatz für ihre Kamera gesucht. Wir saßen mit entsichertem Gewehr auf einem anderen Baum. Das Jagdfieber hatte uns gepackt.

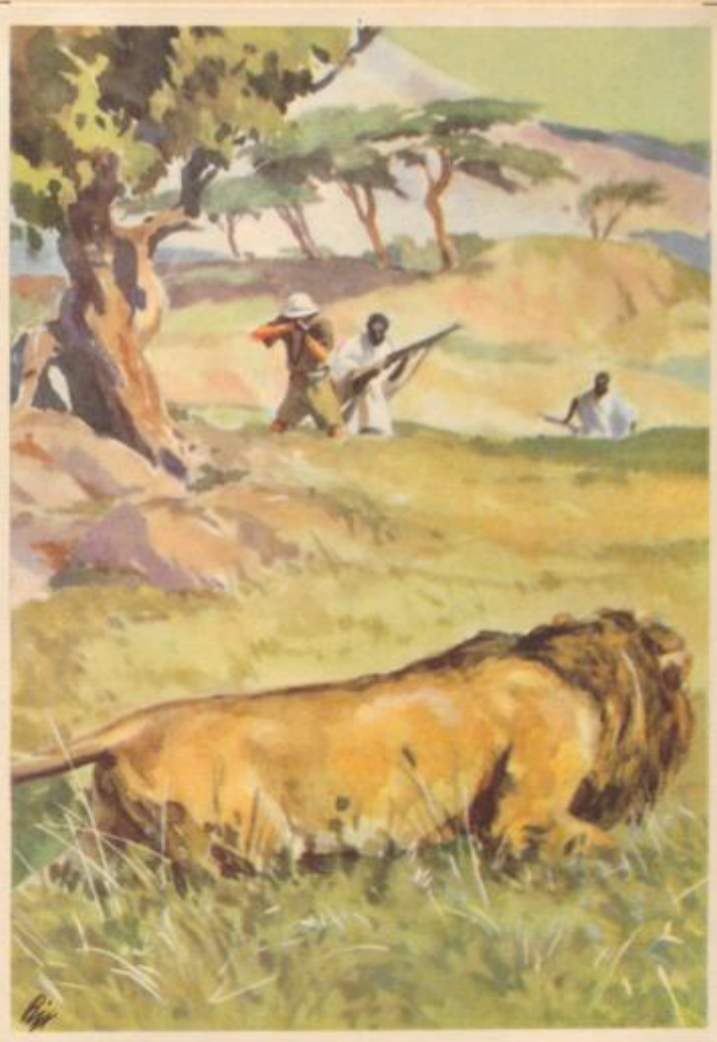
Fahles Mondlicht beleuchtet gespenstisch die Umgebung. Das ängstliche Blöken des Lammes unter uns vereinigte sich mit den unheimlichen Stimmen der Savannennacht. Lange mußten wir warten, denn der Löwe kommt nicht vor der dritten Nachtstunde in die Nähe der Dörfer.

Urplötzlich schien die Erde zu beben. Der König der Wüste hatte sein furchterregendes Gebrüll hören lassen. Die Wirkung war unbeschreiblich. Jetzt verstand ich, warum er auch „Essed“, der Aufruhrerregende, genannt wird. Dieses Gebrüll ist einzig in seiner Art und wird von keiner Stimme eines anderen lebenden Wesens übertroffen. Wer einmal die fürchterlich dröhnende Stimme dieses Räubers gehört hat, kann verstehen, daß alle Tiere vor Entsetzen fast die Be-

sinnung verlieren. Die Leoparden hören auf zu grunzen, die Affen beginnen laut zu gurgeln und steigen angsterfüllt zu den höchsten Zweigen empor. Die Antilopen brechen in rasender Flucht durch das Buschwerk, und die blöckende Herde wird totenstill.

Ich wagte kaum zu atmen. Gespannt starrte ich in die Nacht. Fest umklammerte ich mein Gewehr. Sekunden wurden zur Ewigkeit. Wann würde der Räuber hier sein? Wo würde er auftauchen? Immer wieder versuchte ich das Dunkel der Nacht zu durchdringen, um das anschleichende Tier auszumachen, doch nichts war zu sehen. Da — ein mächtiger grauer Schatten schnell auf unseren Köder zu. In demselben Augenblick flammt die von Dr. Freytag entzündete Magnesiumfackel auf, und Frank filmt, was das Zeug hält. Mit

seiner furchtbaren Pranke, die imstande ist, mit einem einzigen Schlag ein ausgewachsenes Rind zu fällen, hat der Löwe das Lamm zu einer blutigen Masse zerschmettert. Es ist ein grausiges, aber herrliches Bild, die kraftvolle Majestät der Wüste mit seiner mächtigen Mähne vom weißen kalten Licht der Magne-





siumfackel überflutet zu sehen. Geblendet schreckt der Löwe zusammen. Wütend peitscht sein Schwanz durch die Luft. Für einige Sekunden starrt er mit funkelnden Raubtieraugen zu uns herauf. Böhlau geht mit seinem Gewehr in Anschlag, zielt in das faszinierende Glimmen der Lichter, krümmt durch, und im Aufpeitschen des Schusses bricht der Löwe tödlich getroffen zusammen. Mit großem Tamtam wurden wir daraufhin von den Eingeborenen als Helden geehrt und der Tod des Löwen gefeiert. Sie luden uns ein, noch ein paar Tage ihre Gäste zu bleiben, und wir nutzten die Gelegenheit, um einige Aufnahmen zu machen. Es war interessant, das Leben und Treiben im Dorf zu beobachten und die Frauen bei der Bereitung ihrer Mahlzeiten zu sehen. Die Art, wie sie das Getreide reinigten, war immer noch die gleiche wie vor vielen hundert Jahren. Das Korn wird in die Luft geworfen, und durch den Wind scheidet sich die Spreu.

DIE TERMITENLAWINE

Nachdem wir viele schöne Aufnahmen gemacht hatten, mahnte Böhlau zum Aufbruch. Das ganze Dorf nahm unter vielem Lärmen herzlichen Abschied von uns. Der Stammeshäuptling hatte sogar vier junge muskulöse Burschen beauftragt, uns einige hundert Kilometer als Träger zu begleiten. Das war uns sehr angenehm.

Der Weg zu dem etwa 1200 Meter über dem Meeresspiegel liegenden Victoria-See war beschwerlich und ging durch steinige Vulkanlandschaft. Es waren anstrengende Tage, doch nachts konnten wir ruhig schlafen, denn die Schwarzen bewachten unsere Zelte.

Eines Abends wurden wir durch den Ruf: „Massa! Massa! — viele kleine Teufel!“ aus dem Schlaf geschreckt. Entsetzt sprangen wir aus den Zelten. Vom flackernden Schein unseres Lagerfeuers beleuchtet, rollte die breite Masse von Millionen Termiten an uns vorüber.

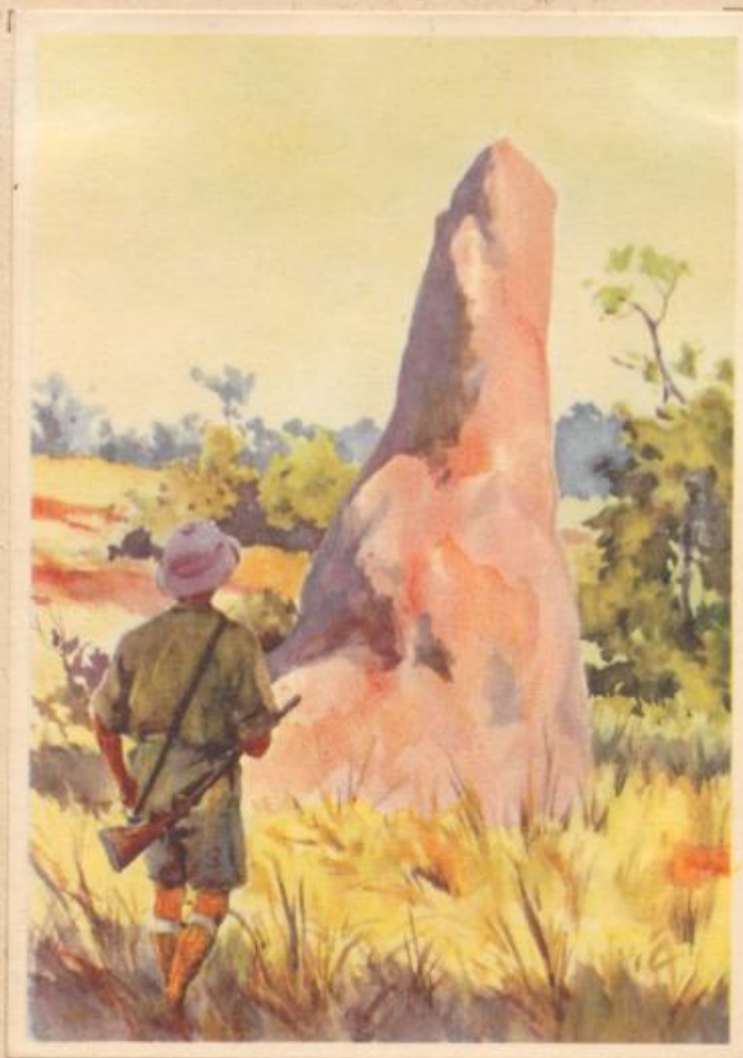
Es hätte ein qualvolles Ende bedeutet, wenn wir von dieser Todeslawine erfaßt worden wären. Für die Termiten gibt es kaum ein Hindernis. Sie zerfressen sogar riesige Baumbestände der Urwälder, und selbst aus Holz gebaute Städte

sind ihnen schon zum Opfer gefallen. Nur große Feuer bieten einigermaßen Schutz. Kahl, leer und ausgestorben ist die Spur, die diese kleinen, aber in ihrer Masse so unendlich gefährlichen Tiere hinterlassen.

Am nächsten Morgen konnten wir einen Termitenhügel am Horizont ausmachen, den wir uns darauf näher betrachteten. Dabei erklärte uns Dr. Freytag, daß diese etwa zehn Meter hohen Bauten aus einer Mischung von Erde, Holz, Speichel und Kot der Tiere entstehen. Durch das Innere der Termitenhügel zieht sich ein Labyrinth von lichtlos gedeckten Gängen. In einer Kammer leben der König und die Königin, die pausenlos von ihren Arbeitern gefüttert werden. Dafür zeugen sie unablässig Eier, die ihre Untertanen im Bau verteilen. Luftkanäle sorgen dafür, daß die ver-

brauchte Luft innerhalb des Hügels ständig erneuert wird.

Wir wollten weiter in südlicher Richtung und hatten im Augenblick nur den einen Wunsch: Weg von den Termiten! Die Hitze steigerte sich von Tag zu Tag. Wir hatten den Äquator erreicht und marschierten nunmehr auf der südlichen Halbkugel.



IM RASENDEN SANDSTURM

Schon am Vormittag brannten die Sonnenstrahlen besonders sengend auf unsere Kolonne, und müde stapften wir durch Sand und Stein. Gegen Mittag wurde es fast unerträglich. Die Luft bewegte sich flimmernd über dem heißen Sand, der einmal schneeweiß, dann wieder rotleuchtend unsere Füße festzusaugen schien. Unsagbar anstrengend war es, und ständig nahm die Hitze zu, als wenn sie sich ins Unendliche steigern wollte. Immer schwüler, immer drückender wurde es. Unsere Kleidung knisterte – die Luft war bis zum Zerreißen von Elektrizität erfüllt. Wir waren alle äußerst gereizt, und unsere schwarzen Träger rollten ängstlich mit den Augen und benahmen sich auffallend unruhig. Es lag etwas in der Luft. Doch Böhlau drängte immer weiter, er suchte einen günstigen Rastplatz.

Da erhob sich ein glutheißer Südwind. Erst leicht, dann an Heftigkeit ständig zunehmend. Jagende feine Sandschleier huschten über den Boden und drangen in unsere Kleider. Noch ehe wir unsere Sachen und Geräte richtig ablegen konnten, wurde es dunkel, und wir befanden uns mitten in einem quirlenden, heulenden Sandgebirge. Vergeblich versuchten wir unsere Zeltbahnen über die Packen zu decken, aber der Sandsturm riß und zerrte so sehr, daß wir uns nur mühsam nach Luft ringend fest an den Boden pressen konnten.

So schnell wie der Sturm gekommen war, so brach er ab. Fast

schmerzhaft drückte die plötzliche Stille. Ich wollte mich gerade erheben, da rief mir auch schon Dr. Freytag, der dicht neben mir lag zu: „Liegenbleiben! Gut zudecken! – Es geht gleich . . .“ Der Rest des Satzes wurde ihm von dem wieder einsetzenden Sturm von den Lippen gerissen. Eben war es nur ein Vorspiel, jetzt war die Hölle los. Jaulend umheulte uns der Sturm. Durch die feinsten Ritzen wurde der Sand gepeitscht, und wie mit tausend Nadeln stach er auf der Haut. Meine Zunge war trocken und geschwollen, die Lippen geplatzt und rasselnd ging der Atem. Ich hatte rasende Kopfschmerzen und – Angst, ja, wirkliche Angst. Keinen richtigen Gedanken konnte ich mehr fassen, und blitzschnell wechselten die Bilder vor meinen Augen.

Ich kann heute nicht mehr sagen, wie lange der Sandsturm damals gedauert hat. Mir schienen es jedenfalls Ewigkeiten zu sein. Doch trotz der Überraschung ging alles am Ende noch gut aus. Nachdem der Sturm abgeflaut, und die Sonne wieder zu sehen war, schüttelten wir den pulverfeinen Sand aus den Decken und Kleidern und rieben ihn uns aus Augen und Ohren. Lange dauerte es, bis wir alles wieder vom Sande befreit und in Ordnung gebracht hatten.

Gerade nach den letzten bedrückenden und zermürenden Belastungen fühlten wir uns wieder vollkommen frei. So schnell waren wir nicht klein zu kriegen. Von Stunde zu Stunde besserte sich unsere Laune, und mit dem frohen Lied „Das kann doch einen Seemann nicht erschüttern“ zogen wir neuen Erlebnissen entgegen.





ANTILOPEN, FLUSSPFERDE UND ELEFANTEN

Die erste Bekanntschaft mit Nilpferden machten wir in Uganda. Böhlau hatte von Eingeborenen zwei Boote gekauft. Die Träger waren inzwischen umgekehrt, und wir fuhren durch viele Flüsse und Seen. In einer kleinen Bucht sahen wir eine Anzahl Flußpferde vor sich hindösen. Von einigen konnte man nur die massigen Köpfe sehen. Unter Wasser befindliche Tiere verrieten sich nur durch die ständig aufsteigenden Luftblasen.

Frank brannte darauf, einige Filmaufnahmen davon zu machen. Böhlau feuerte auf einen dieser Kolosse. Anscheinend hatte er das Tier nur verwundet, denn es schnaubte wild auf, unerwartet ging die ganze Herde zum Angriff über. So schnell wie möglich ruderten wir dem Ufer zu, während die Kamera alle Einzelheiten der Verfolgung filmte.

Es wurde brenzlich. Immer näher kamen die Flußpferde, selbst Frank mußte zum Ruder greifen. Nur mit Mühe erreichten wir rechtzeitig das Ufer und erkletterten schnell einige Bäume. Wir

schossen, was die Gewehre hergaben. Es gelang uns dadurch, die Tiere zurückzujagen. Wir setzten unsere Bootsreise fort.

„In den nächsten Tagen bekommen wir vielleicht schon Elefanten zu sehen“, meinte Böhlau. „Nördlich vom Victoria-See soll es noch größere Elefantenherden geben. Leider sind diese Dickhäuter durch rücksichtslose Elfenbeinjäger fast ausgerottet worden.“

Am Rande des Victoria-Sees schlugen wir unsere Zelte auf. Ich war auf einen hohen schlanken Baum geklettert. Von hier aus konnte man weit ins Land schauen. Es war herrlich: die spiegelnde Fläche des Sees, unterbrochen von vielen kleinen Inseln.

Aus einem nahe liegenden Negerkral waren zwei Eingeborene zu uns herübergekommen. Sie hatten unser Lagerfeuer gesehen. Wir gingen zu ihnen ins Dorf und sprachen mit dem Häuptling. Mißtrauisch blickte er uns an, und feindlich betrachtete er die surrende Kamera.

Nachdem wir ihm einige Geschenke überreicht hatten, wurde er zugänglicher und erzählte uns schließlich von der nicht weit entfernten Elefantentränke und dem geheimnisvollen Elefantenfriedhof.

Gespannt folgten wir dem Palaver des Häuptlings, aus dem hervorging, daß alte, kranke Elefanten sich durch weite einsame Sumpfgebiete schleppen sollten, um dann im Morast zu versinken. Immer wieder sucht man diese Elefantenfriedhöfe, aber bisher hat sie noch keiner gefunden.

Um unsere Fleischbestände aufzufrischen, gingen Böhlau und ich am anderen Morgen in aller Frühe auf Jagd. Hinter einem kleinen Hügel legten wir uns auf die Lauer. Allzulange brauchten wir nicht zu warten, da sichteten wir ein Rudel Antilopen. Äsend kamen sie auf uns zu. Auf das prächtige Leittier deutend, gab mir Böhlau zu verstehen, daß ich schießen sollte. Das Herz schlug mir bis zum Halse, ich hatte Jagdfieber. Ich hob mein Gewehr, ruhig suchte ich mein Ziel, langsam krümmte ich durch, und im



Feuer brach der Bock zusammen. Aufgeschreckt raste das Rudel davon.

Begeistert schlug mir Böhlau auf die Schulter. „Meine Anerkennung, Jürgen! Du bist ein wahrer Meisterschütze!“

Dieses Lob werde ich so leicht nicht vergessen.

Gemeinsam zerlegten wir das Wild und gingen ins Lager zurück. Dort gab es Antilope am Spieß, es schmeckte uns ausgezeichnet.

ZEBRAS UND GNUS

Frank wollte unbedingt Zebras und Gnus mit der Kamera einfangen.

Im Schutze dichten Gestrüpps wurde die Kamera in Stellung gebracht. Diesmal mußten wir lange warten. Erst abends näherten sich Zebras und Gnus unserem Standort an der Tränke. Ein prächtiges Bild boten diese gestreiften Zebras und eigenartigen Gnus, die man immer gemeinsam antrifft. Frank begann mit der Aufnahme. Die Leittiere wurden aufmerksam. Im Nu veränderte sich das bisher friedliche Bild. Ihre Unruhe sprang blitzartig auf die Herde über, und wie auf Kommando verschwanden alle in einem Hohlweg. Schade, aber unsere Aufnahmen waren trotzdem gelungen.

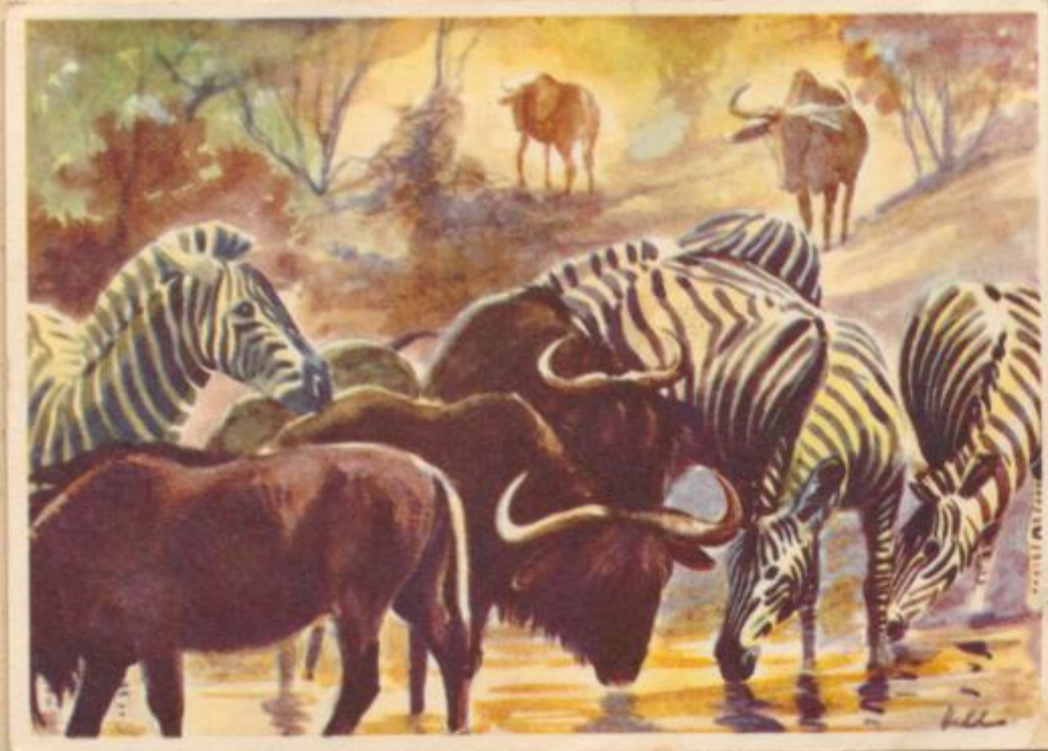
DER TROMMELTELEGRAF

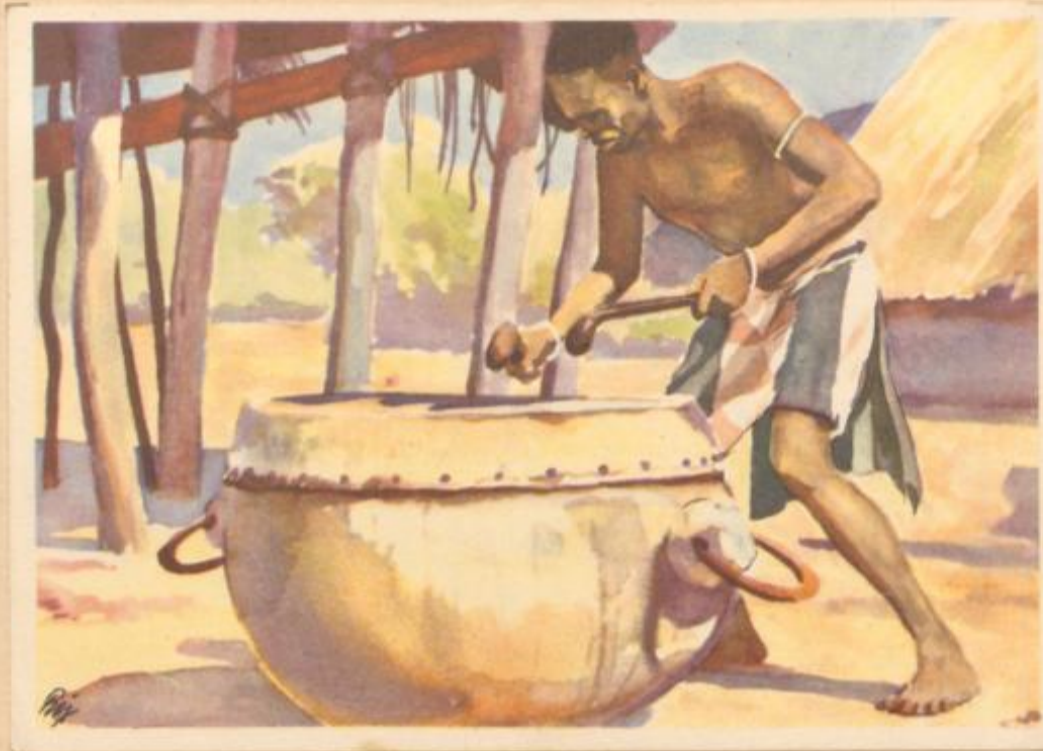
Ich hatte mich immer wieder gewundert, daß man uns längst erwartete, wenn wir uns einem Dorf näherten. Wer hatte das gemeldet, und wie war die Kunde vorausgeeilt? Bald aber kam ich hinter das Geheimnis. Mit dem Trommeltelegraphen, dem geheim-



nisvollen Nachrichtenmittel Afrikas, unterrichteten sich die Eingeborenen. Es waren große, wuchtige, ausgehöhlte Baumstämme, die nach besonderen Takten geschlagen wurden. Hohe und tiefe, lange und kurze Töne wechseln dabei ähnlich wie beim Morsealphabet. Unendlich weit, bis zu fünfzig Kilometern, hört man diese Trommelsignale. Es ist erstaunlich, wie sich diese primitiven Völker mit den Trommeltelegraphen unterrichten. Trotz der mehr als zweihundert verschiedenen Neger Sprachen in Afrika klappt diese telegrafische Verständigung fehlerlos. Ich war von dieser Sache so begeistert, daß ich bei jeder Gelegenheit den Trommlern zusah. Bald hatte ich mir bekannte Zeichen gemerkt, und gegen ein kleines Geschenk durfte ich mich auch einmal als afrikanischer Nachrichtenmann betätigen. Das gab einen Heiden Spaß, und ich trommelte lustig drauflos. Es sind nicht immer wichtige Nachrichten, die auf diese Weise verbreitet werden; auch scherzhafte Mitteilungen gibt man so weiter.

Besonders eingepreßt hatte ich mir das Zeichen: „Bum dada bam, bum = die Sonne ist heiß“, in unserem Sinne bedeutet es etwa: „Das Wetter bleibt schön.“ Einmal kam ich am Abend wieder an einer solchen Trommel vorbei, und schnell schlug ich aus Übermut ein paar Takte. Ei wei – da hatte ich etwas angerichtet, aus allen Hütten stürmten die Dorfbewohner, laut lärmend. Zuerst erschrak ich mächtig, doch nachher, als sich herausstellte, daß ich versehentlich das Signal „Die Steppe brennt!“ getrommelt hatte, mußten wir alle herzlich lachen. Die Sache war also doch nicht so einfach wie sie aussah, und als afrikanischer Nachrichtenmann wäre ich sicher ungeeignet.





EINE NASHORNJAGD

„Frank! Frank!“, rief ich laut, während ich durch das Dorf rannte. Wo war er? Überall sah ich nur verständnislos grinsende Gesichter. Da — endlich, beim Häuptling traf ich ihn — er machte gerade eine Großaufnahme. Atemlos erzählte ich, daß Böhlau ein Nashorn ausgemacht hätte. Schnell rafften wir die Geräte zusammen. Durch Gestrüpp, Dornenbusch und Sumpflöcher bahnten wir uns einen Weg.

Da bummert es einmal — noch einmal —, das kam von links. Ja, da saß Böhlau auf einem Baum und feuerte auf ein wild angreifendes Nashorn. Seine Lage schien ernst, doch Frank wollte sich diese Aufnahme nicht entgehen lassen. Die Knallerei hatte das Tier erschreckt. Es brach seitwärts aus. Doch erneut setzte der



wutschnaubende, tonnenschwere Koloß zum Angriff an. Es war ein packendes Bild.

Böhlau schoß noch einmal, und mitten im Angriff brach unter Krachen und Schnaufen das Nashorn zusammen. Vorsichtig näherten wir uns nach einiger Zeit dem Riesen. Donnerwetter, das war ein Brocken! Langsam kletterte Böhlau vom Baum herunter und wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Das hätte schiefgehen können“, sagte er, und suchte sachkundig nach den Einschüssen. Im Dorf hatte man das Schießen gehört. Dr. Freytag und einige Dorfbewohner kamen herbei, und in kurzer Zeit war das ganze Dorf versammelt. Als wir ihnen verständlich machten, daß sie das Nashorn nehmen könnten, dauerte es nur kurze Zeit, und von der tonnenschweren Beute waren nur noch einige Knochen übrig.

Das war wirklich ein „gefundenes Fressen“ für die Eingeborenen. Abends, als im Dorf die Lagerfeuer loderten und die großen Nashornfleischfetzen am Spieß gebraten wurden, da wollte das gierige Schmatzen und Schleckern kein Ende nehmen. Als ich sah, was sie alles behaglich grunzend in sich hineinstopften und welche enormen Mengen sie vertilgen konnten, kam ich aus dem Staunen nicht mehr heraus.

TANGANYIKA

Noch befanden wir uns an den Ufern des Victoria-Sees. Wir waren etwa in der Höhe der großen Negersiedlung Karungu auf dem Wege nach Tanganyika. Böhlau und Dr. Freytag breiteten die Karte aus, nahmen den Kompaß und stellten die genaue Richtung zum Kilimandscharo fest. Dieser höchste Gebirgszug war unser nächstes Ziel.

Noch einmal nutzten wir die Gelegenheit und badeten im Victoria-See, dann ging es südwestwärts. Fünf Tage lang bekamen wir keinen Eingeborenen zu Gesicht. Selten zeigten sich Zebras und andere Tiere, und nur in der Ferne jagten einige Giraffen über die Steppe. Es waren trostlose Tage für uns. Zudem war unser Wasservorrat völlig erschöpft, und wir mußten Trinkwasser finden. Die Sonne machte uns in diesen Tagen viel zu schaffen. Wir erreichten den Marasfluß. Um sein Wasser einigermaßen trinkbar zu machen, mußten wir es abkochen und filtern. Trotzdem war die Typhusgefahr so groß, daß wir nur mit nassen Taschentüchern unsere Lippen und die Mäuler der Pferde anfeuchteten.

In der Ferne sahen wir eines Tages einen Höhenzug, den wir am nächsten Tage zu überqueren hatten. Am Fuß dieser Gebirgskette entdeckten wir eine kleine Plantage. Der Besitzer, ein alter Engländer, der uns freudig begrüßte, baute hier Zuckerrohr und Kokosnüsse an. Die Siedlungen der Eingeborenen, die für ihn arbeiteten, lagen in der Nähe der Blockhütte.

Hier gab es sogar ein Radio. Der Engländer bot uns seine Gastfreundschaft an, und wir freuten uns mächtig, als wir nach langen Monaten der Abgeschiedenheit wieder einen deutschen Radiosender hören konnten.

Nach den Entbehrungen der letzten Tage waren wir gern bereit, vor der Überquerung des Höhenzuges noch etwas auszuruhen. Jeder nutzte die Zeit auf seine Weise. Böhlau bemühte sich, vor

dem Spiegel sitzend, das Gestrüpp seines Bartes zu beseitigen. Das schien gar nicht so leicht. Er schnitt furchtbare Grimassen, da und dort zeigten leichte Blutspuren die Härte des Kampfes.

Dr. Freytag hatte sich in eine stille Ecke zurückgezogen und kaute nachdenklich auf seinem Bleistift. Er mußte die in den letzten Tagen vernachlässigten Aufzeichnungen nachholen.

Frank dagegen saß lustig pfeifend auf einem umgekehrten Eimer, um ihn herum lagen die Bestandteile seiner geliebten Kamera, die er mit größter Sorgfalt putzte.

Ich benutzte die Gelegenheit, die Plantage zu durchstöbern und unterhielt mich gern mit unserem Gastgeber. Dabei beklagte sich dieser, daß im vergangenen Jahr eine Herde von dreißig Elefanten seine Bananenplantage überrannt habe und die ganze Ernte vernichtete.

Der Engländer interessierte sich sehr für unsere Arbeit, und bis in die frühen Morgenstunden hockten wir zusammen und berichteten von unseren Erlebnissen. Ein selbstgebrauter Zuckerrohrschnaps machte immer wieder die Runde. Dabei erhielten wir auch den Rat, Mtakayko, den stolzen, stattlichen Massaihäuptling, aufzusuchen.

BEI DEN KRIEGERISCHEN MASSAI

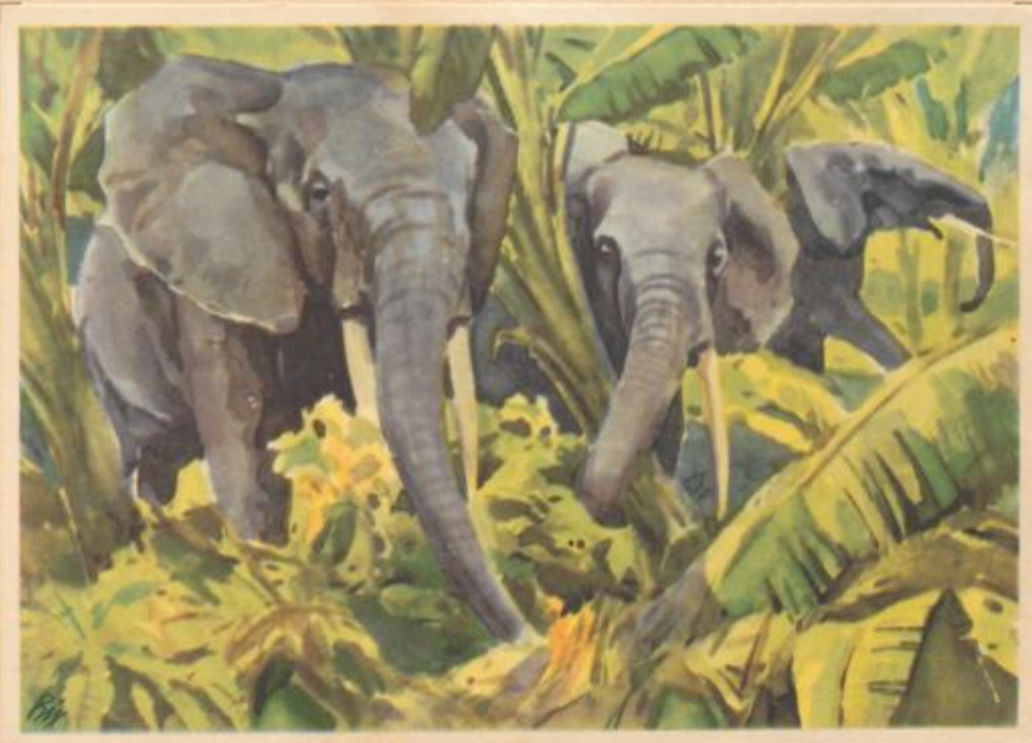
Der Marsch durch die nach den Massai genannte Steppe ging durch welliges Gelände. Täglich gegen Mittag niedergehende Regengüsse verwandelten die vielen Mulden in Morast. Eines Abends erstieg ich eine Felsspitze, von der man einen weiten Ausblick auf die Steppe genoß. Dunkle Schirmakazien und lichte Grasflächen



harmonierten mit den scharfen Profilen der emporragenden Bergkuppen. Die wuchtige Pyramide des Meruberges und der schneegekrönte Kilimandscharo bildeten in der untergehenden Sonne einen großartigen Hintergrund.

Vor mir lag die eigenwillige Form eines Massaikrals. Wir waren am Ziel. Bei Mtakayko fanden wir freundliche Aufnahme, nachdem wir unsere üblichen Geschenke verteilt hatten. Stolz zeigte uns der Häuptling sein Dorf. In der Mitte befand sich der Viehkral, um diesen herum gruppierten sich die vielen kuppelartigen Wohnhütten. Das ganze Dorf war von einem starken, dornigen, sehr hohen Zaun umgeben. Er schützte den Kral vor den Überfällen wilder Tiere.

In den Höfen, die die niedrigen lederbedeckten Zelthütten umgaben, riefen die El Moran, so heißen die Massaikrieger, ihren





Sowai (Grüß) zu. Vor den Hütten kauerten Greise mit scharf geschnittenen Gesichtszügen, und Nditos (Mädchen) lugten neugierig mit glänzenden schwarzen Augen aus dem Innern hervor. Böhlau bat den Häuptling, daß seine Krieger ihren Schmuck anlegen und sich der Kamera stellen sollten. Es war ein imponierender Anblick, die sehnigen und schlanken Gestalten der Krieger mit ihren durchweg fein geschnittenen Gesichtern hatten volle Kriegsbemalung angelegt. In ihrem Waffendienst waren die Massai straff organisiert und hielten seit Jahrhunderten die benachbarten Volksstämme ständig in Schach. Sie gelten seit Urzeiten als ein stolzes kriegerisches Hirtenvolk. Gelehrte glauben, daß sie vor Jahrtausenden aus Asien nach Afrika eingewandert seien. Frank war begeistert, als die buntgeschmückten sehnigen El Moran mit einem temperamentvollen Tanz erlebnisstarke Bilder für die Kamera lieferten. Bemerkenswert war die Kraft und Gewandtheit, mit der sie dabei ihre Körper oft meterhoch in die Luft schnellten. Das Klirren der zusammenschlagenden Schwerter, Speere und Keulen vermischte sich

mit dem aufreizenden Gesang und Dröhnen der Trommeln. Als uns die vielen schnatternden Frauen auffielen, hörten wir, daß die Männer mehrere Frauen besitzen können. Der Massai bezahlt sie mit Fellen, und für eine Löwenhaut kann er drei Frauen erwerben.

Sie schmücken sich mit großen Metallreifen und Spiralen, die Hals, Unter- und Oberarme zieren. Für europäische Begriffe bedeutet dies mehr eine Last als ein Schmuck. Mtakayko hatte zwanzig Frauen ...

KILIMANDSCHARO – BERG DES BÖSEN GEISTES

Schnell war eine Woche vergangen. Weiter ging es. Zwei Tage später standen wir an den Ufern des Magadsees, und die Umriss des Kilimandscharo begannen sich am Horizont abzuzeichnen. Er ist der höchste Berg Afrikas und liegt etwa sechstausend Meter über dem Meeresspiegel.

Die Eingeborenen nennen ihn den „Berg des bösen Geistes“. Auf einem Gipfel des Berges, dem Kibo, liegt ewiger Schnee. Die Eingeborenen hassen den Berg. Wenn Hungersnot in das Land kommt, ist der böse Geist daran Schuld. Er hat bei jedem Unglück seine Hand im Spiel, und die Eingeborenen glauben daran, daß er im Kilimandscharo wohne.

Für uns brachte die Nähe dieses Berges ein angenehmeres Klima. In den letzten Tagen hatten wir bis zu 45 Grad Hitze gemessen, und jetzt zeigte das Thermometer nur 30 Grad.

Unterhalb des Kilimandscharo erstrecken sich riesige Kaffeepflanzungen. Sie gehören meistens Europäern. Mannshohe Kaffeesträucher sah ich, die die seltene Eigenschaft haben, Blüte und Frucht zu gleicher Zeit zu tragen. Der hier geerntete Kaffee zählt zu den besten Sorten der Welt.

Das Gebiet, das wir auf dem Wege nach Usambara durchquerten, sah kultiviert aus. Es war ein fruchtbares Hochland. Das Klima war angenehm und es regnete auch häufiger. Dabei konnten alle Pflanzen und Früchte üppig gedeihen. Besonders fielen mir die hohen Stauden der Sisalagave auf. Sisal ist eine aus Mexiko eingeführte Pflanze, aus der eine hanfartige Faser gewonnen wird. In größeren Siedlungen entwickeln sich überall



Industrien, die Sisal zu Garnen, Teppichen und Läufern verarbeiten. Gern sah ich zu, wenn die scharfen Buschmesser in den Händen der muskulösen Schwarzen die harten Blätter der Stauden kappten.

SCHNEEBALLSCHLACHT IN AFRIKA

Das gigantische Massiv des Kilimandscharo lockte uns mit seiner weißen im Sonnenlicht glänzenden Eishaube so sehr, daß wir uns entschlossen, ihn zu besteigen. Alle Vorbereitungen für eine Safari, d. h. eine Wanderfahrt, wurden getroffen. Die für diesen Zweck angeworbenen Träger bekamen wie wir warme Decken und Wollmützen, die man über die Ohren ziehen konnte, denn bei der Besteigung mußten wir alle Klimate passieren. Mit einigen Eseln, die unser Gepäck trugen, machten wir uns auf den Weg.

Es war ein beschwerlicher Aufstieg. Durch dichtes Gestrüpp, aus dem wir das Orgeln der Affen hörten, vorbei an Gebirgsbächen, stiegen wir höher und höher. In den höheren Lagen trafen wir sogar auf mannshohe weiß- und rotblühende Erika. Die Luft wurde immer eisiger. Aufkommende Nebelschleier ließen uns frösteln. Nach tagelangen Anstrengungen erreichten wir in etwa viertausend Meter Höhe eine Höhle, in der wir uns häuslich niederließen und erst einmal ausruhten. Hier oben war schon starker Frost. Die Luft war dünn, unsere Pulse schlugen schneller, und der rasche Klimawechsel machte uns viel zu schaffen. Nach weiteren Tagen hatten wir endlich die Anfänge des Kibogletschers erreicht und befanden uns inmitten von Eisbergen. Als nun noch Neuschnee fiel, gab es viel, viel Freude, denn eine muntere Schneeballschlacht im heißen Afrika hätten wir uns nicht träumen lassen. Die Ausbeute für unsere Kamera war reichlich.

Doch auch das wuchtige Massiv des Kilimandscharo konnte uns auf die Dauer nicht halten. Dem Plan unseres Expeditionsleiters folgend, strebten wir der Ostküste zu. 1400 Kilometer waren zu bewältigen, um nach Mozambique zu gelangen. Ursprünglich wollten wir von Usambara nach Daressalam fahren und von dort aus der Insel Sansibar einen Besuch abstatten.



Diesen Umweg konnten wir uns nicht leisten, denn in zwei Wochen erwartete man den großen Regen im Hochland. Zu diesem Zeitpunkt mußten wir die Gegend von Njassa erreicht haben. In Usambara hatte Böhlau ein altes Auto gekauft, mit dem wir nach Mozambique fuhren. Das Fahrzeug war mehr als museums-

reif. Ein gewaltiges, goldglänzendes Horn mit einem großen geflickten Gummiball zierte es. Wir amüsierten uns mächtig über diese Staatskarosse und trauten ihr nicht allzuviel zu. Aber der „rasende Roland“, so nannten wir das Vehikel, schaukelte uns sicher an unser Ziel. Unterwegs begegneten wir einer Gruppe Neger, die Elfenbein transportierten. Sie zogen auf einem Trampelpfad entlang in Richtung der Küste. Sie fühlten sich überrascht und machten ängstliche Gesichter, als wir sie anhielten, um sie für fünf Minuten als Filmschauspieler zu beschäftigen. Gewiß vermuteten sie zunächst, daß wir sie um das „weiße Gold“ erleichtern wollten, und ihr Gewissen schien nicht rein zu sein, denn es ist in Afrika verboten, Elefanten zu jagen. Woher hatten sie die Stoßzähne? Wir fragten nicht danach.



WIR LAGEN VOR MADAGASKAR

In Mozambique wollte Böhlau mit uns das afrikanische Festland verlassen und einen kurzen Abstecher nach Madagaskar machen. Wir gingen zum Hafen, um ein geeignetes Schiff für die Überfahrt nach Mayunga, einer Hafenstadt an der Westküste Madagaskars, zu finden.

Erst in einer Woche fuhr ein Schiff. Es war ein französischer Küstendampfer. Sein Kapitän sagte uns, daß er in drei Tagen die 500 Kilometer breite Meerenge zwischen Madagaskar und dem Festland überqueren würde.

Wir baten unseren Doktor, etwas von seinem umfangreichen Wissen über die Insel zum besten zu geben. Madagaskar, so führte er aus, gehöre eigentlich gar nicht zu Afrika, obwohl die Insel geographisch dem schwarzen Erdteil am nächsten liegt. Madagaskar ist die Heimat schönster Vertreter der Vogelwelt, buntester Schmetterlinge, großblütigster Orchideen und höchster Urwaldriesen. Aber auch die Gefahren sind dort größer als irgendwo. Mancher Forscher und Sammler, der in diese märchenschöne Welt vorstieß, um die buntschillernden Schmetterlinge, funkelnden Kolibris und anderen Ziervögel zu fangen oder auf die phantastischen Orchideenwunder mit ihrem



32

süßen betäubenden Duft Jagd zu machen, wurde Opfer der tausendfältigen Gefahren. Die Bewohner von Madagaskar haben völlig andere Lebensgewohnheiten und nichts mit den Sitten und Gebräuchen der afrikanischen Neger zu tun. Man könnte eher davon sprechen, daß Madagaskar und die Inseln der Südsee zusammengehören. Sollte das stimmen, wäre das Rätsel um Madagaskar noch größer. Denn wie läßt sich die Verwandtschaft der Bewohner von Madagaskar mit den Eingeborenen der Südsee erklären?

Über eine Karte gebeugt, schaute ich mir Madagaskar gut an. In der Schule hatte ich von dem venezianischen Weltbummler Marco Polo gehört, der als erster Weißer seinen Fuß auf Madagaskar setzte. Ich wußte auch, daß das Klima der Insel das ungesundeste der ganzen Welt ist.

Nach dreitägiger Dampferfahrt landeten wir in Mayunga. Die Behörden waren hier sehr freundlich. Man bewunderte unsere Filmgeräte, und ein hoher französischer Kolonialbeamter lud uns sogar in sein Haus. Er stammte aus Paris, und Dr. Freytag, der dort studiert hatte, konnte sich anregert mit ihm unterhalten.

Wir wollten nicht allzulange auf Madagaskar bleiben. Die Gefahr der Erkrankung war groß. Keiner von uns wollte sein Leben unnötig aufs Spiel setzen. Darum änderte Böhlau seinen Plan, die ganze Insel zu durchstreifen. Dafür sollte es in das Bongolavagebirge und von dort nach Morondawa gehen.

Die Bucht von Mayunga überquerten wir in den eigenartigen Booten der Eingeborenen. Das waren Einbäume, die nach beiden Seiten Schwimmkörper ausgelegt hatten wie bei einem Wasserflugzeug, so daß ein Kentern unmöglich war. Wir nahmen uns jeder eines dieser Fahrzeuge, verstauten unsere Filmgeräte und Lebensmittelvorräte, und dann begann ein lustiges Wettrennen zwischen den vier Booten.

Nach der Überfahrt zogen Böhlau und Dr. Freytag in ein Eingeborenendorf, um einige Träger für unsere Reise anzuwerben. Sie kamen mit sechs stämmigen Männern zurück, die von nun an unser Gepäck schleppten.

Wir brachen noch am gleichen Tage auf und erreichten müde den Rand des Urwaldes. Die Luft war drückend, fast un-

erträglich wurde es. Tiefschwarze Wolken hatten sich zusammengeballt und türmten sich zu drohenden Ungeheuern. Dann zuckten, wie von Dämonenfäusten geschleudert, grelle Blitze ins Urwalddickicht und verwandelten die grüne Hölle des Urwaldes in ein flammendes Meer. Das Grollen und Krachen des Donners war so gewaltig, daß wir glaubten, die Welt müsse über uns zusammenstürzen. Ängstlich hatten sich unsere schwarzen Träger zusammengehockt, und mit riesigen Blättern versuchten sie sich vor dem unaufhörlich niederstürzenden Regen zu schützen. Zuckende Blitze, heulende Stürme, prasselnde Wassermassen, Krachen, Dröhnen und Bersten — das waren entfesselte Urgewalten.

Schon nach wenigen Minuten war der Boden total aufgeweicht, und bis zu den Knien standen wir im

Morast. Es regnete die ganze Nacht ununterbrochen in Strömen. Am anderen Morgen brannten die sengenden Strahlen der Sonne auf das Chaos ineinandergestürzter Urwaldriesen. Der durch die Hitze schnell verdunstende Morast erfüllte die Luft mit stickiger Feuchtigkeit und verseuchte sie mit Billionen von Bazillen und Bakterien.

Wir standen noch lange unter dem Eindruck dieser unheilvollen Nacht. Zum Glück hatten wir sie alle gut überstanden. Doch am liebsten wären wir umgekehrt. Jeder von uns dachte nur daran, so schnell wie möglich aus dieser grünen Hölle zu kommen, aber dazu waren wir schon zu weit im Ambongogebiet.

Bei unserem Weitermarsch kamen wir durch Dörfer, in denen



das Gewitter furchtbare Verwüstungen angerichtet hatte. Die aus Bambus- und Palmenblättern hergerichteten Hütten waren zusammengefallen. Der nahe gelegene Fluß war über seine Ufer getreten, hatte die Viehweiden überschwemmt und die Tiere mit sich gerissen.

Wir hatten gehofft, alle gut weggekommen zu sein, aber Dr. Freitag klagte schon wenige Tage später über starke Kopfschmerzen und Ermattung. Schließlich wurde er vom tropischen Fieber gepackt, und wir mußten vier kräftige Träger für ihn anwerben.

Wir waren daher gezwungen, durch den Urwald zur Küste nach Maintirano zu stoßen. Von hier aus erreichten wir in zwei Tagen mit einem kleinen Motorboot der französischen Küstenpolizei





Morondawa. Dr. Freytag wurde sofort ins Krankenhaus gebracht. Als er wieder geheilt war, verließen wir Madagaskar und fuhren zurück auf das afrikanische Festland nach Beira. Wir waren heilfroh, Madagaskar hinter uns zu haben. Nur schade, daß wir von dieser gefährlichen Insel so wenig Aufnahmen machen konnten.

VON NEGERN GEJAGT

Nach einigen Tagen wohlverdienter Ruhe ging es von Beira nach Chinde, von dort auf dem größten Strom Südafrikas, dem Sam-

besi, flußaufwärts. Eine gefährliche Fahrt durch ein Gebiet kriegerischer Negerstämme stand uns bevor. Vorsorglich hatten wir genügend Waffen und Munition mitgenommen.

Viele Stunden warteten wir auf die Wiederkehr unserer Freunde. Bald mußte es dunkel werden. Immer unheimlicher wurde uns, wenn wir daran dachten, daß ihnen etwas zugestoßen sein könnte. Unsere Gewehre in der Hand, beobachteten wir angestrengt das Ufer. Auf einmal hörten wir schnell näher kommenden Lärm, von vereinzelt Schüssen unterbrochen. Plötzlich

besi, flußaufwärts. Eine gefährliche Fahrt durch ein Gebiet kriegerischer Negerstämme stand uns bevor. Vorsorglich hatten wir genügend Waffen und Munition mitgenommen.

Von Böhlau bekam ich ein eigenes Gewehr, eine prima Winchesterbüchse. Ich war sehr stolz darauf. Daß ich schießen konnte, hatte ich ja schon bewiesen.

Von Chinde fuhren wir über einen kleinen Nebenarm in den großen Sambesistrom. Dichter Urwald lag zu beiden Seiten. In Abständen von Tagen trafen wir auf verstreute Eingeborensiedlungen. Nach zwei Wochen näherten wir uns der Stadt Tete.

Der Urwald trat bis an das Ufer heran, so daß wir unser Boot bequem mit einer Leine an einem Mahagonibaum festmachen konnten. Böhlau und Frank gingen, nur mit ihren Gewehren bewaff-





wurde auch schon das Buschwerk am Ufer auseinandergerissen. Mit langen Sätzen sprang Böhlau, völlig abgehetzt, auf das Boot. Danach jagte auch Frank, dicht verfolgt von wild aufheulenden Negern, heran. Ich schoß sofort auf die Verfolger. Dr. Freytag zerrte Frank schnell ins Boot und kappte das Haltetau. Böhlau warf gleich den Motor an. Wenige Sekunden später schwammen wir bereits mitten auf dem Strom. Wir waren gerettet.

„Das konnte schief gehen!“, meinte Frank nach völlig außer Atem. Erst nachdem die beiden sich etwas gefaßt hatten, berichteten sie uns von ihrem letzten, nicht ungefährlichen Erlebnis.

Sie waren weit in den Busch vorgedrungen. Dumpfes Trommelschlagen und lärmendes Stimmengekreisch hatte ihnen die Nähe eines Krals verraten. Sie schlichen heran. Da sahen sie durch grelle Farben dämonisch aufgeputzte Gestalten verzückt um ein Feuer tanzen. Die teuflisch grinsende Maske eines wild verummten Medizinmannes zeigte ihnen, daß es sich wahrscheinlich um eine Geisterbeschwörung handele. Böhlau war sofort klar, daß sie sich in höchster Gefahr befanden, wenn sie entdeckt wurden. Vorsichtig versuchten sie, sich zurückzuziehen. Da ertönte auf einmal ein schriller Schrei. Ein altes, dürres Weib hatte sie entdeckt. Sofort entstand ein riesiger Tumult. Böhlau und Frank flüchteten. Die in ihrer Beschwörung aufgeschreckten Eingeborenen stürmten laut lärmend hinter ihnen her. Der Abstand verringerte sich zusehends. Es wurde ein Rennen auf Leben und Tod.

Ihre Rettung hatten sie nur dem Umstand zu verdanken, daß sie das Ufer in unmittelbarer Nähe des Bootes erreichten.

